Der nachfolgende Text erschien mit geringfügigen Änderungen am 21. und am 24. März 2020 in der «Dülmener Zeitung»

Nach drei Tagen ...

Wie Vater Döveling seine Familie suchte

> *Seit über 50 Jahren sammelt in einem Kinderbuch die Maus Frederick Bilder und Wörter ein, um in der grauen Jahreszeit die anderen Mäuse zu beglücken. Auch das Umgekehrte kann sinnvoll sein: Schilderungen von Leid und Not zu sammeln, damit wir in frohen Zeiten nicht gedankenlos und oberflächlich werden. In diesem Sinne ist es gut, wenn jene Erzählungen der letzten Zeitzeugen eingesammelt werden, die von den Schreckensereignisse vor 75 Jahren handeln.*

Clemens Döveling war ursprünglich Bergmann gewesen, schon vor dem Zweiten Weltkrieg aber als Zivilangestellter zum Flugplatz Handorf gewechselt. Hier war er während des Krieges für die Versorgung der dort untergebrachten Kriegsgefangenen zuständig. In seiner Freizeit war Clemens Döveling weiterhin in Dülmen beim Roten Kreuz aktiv: In dieser Funktion wurde er gegen Ende des Krieges immer häufiger freigestellt, um zuhause bei der Bergung und Versorgung der Verwundeten zu helfen, die Opfer der Luftangriffe geworden waren. Der Krieg kam unweigerlich näher. Doch schon jetzt hatten Clemens Döveling und seine Frau Anna große Opfer gebracht: 1942 war der älteste Sohn Bernhard mit 19½ Jahren in Russland gefallen, der zweite Sohn Helmut kam mit 18½ Jahren 1944 in Belgien ums Leben. Nun war von den Kindern nur noch die elfjährige Tochter Gertrud übrig.

Die so geschrumpfte Familie Döveling lebte in einem vor dem Ersten Weltkrieg errichteten Haus an der Aloysstraße. Zwar wohnte man nur zur Miete – doch immerhin verfügte man über einen eigenen Kellerraum mit gewölbter Decke: eine große Beruhigung und ein immer noch rechtzeitig erreichter Zufluchtsort bei den immer zahlreicher werdenden Bombardements über Dülmen. Bei all dem Schmerz über die verlorenen Söhne, deren Tod man nicht hatte verhindern können; bei all dem Grauen, dessen Zeuge Clemens Döveling als Rotkreuz-Sanitäter immer häufiger wurde: Für den Schutz von Änne und Gertrud sorgte er höchstpersönlich, sie würden im sicheren Gewölbekeller an der Aloysstraße bleiben, unter Eisenträgern und zwischen Kohlen und Kartoffeln inmitten der Vorräte, und Sandsäcke schützten die Fensteröffnungen vor Splittern. Da mussten sie in keinen der öffentlichen Bunker eilen oder sich in sonst irgendein Provisorium retten – von einem Verlassen der Stadt ganz zu schweigen! Denn auch das war ja für viele Dülmener seit Wochen eine letzte Hoffnung, dass sie bei Verwandten oder Freunden im Umland Unterschlupf suchten, bis

alles vorüber wäre. Aber gerade dort, in den Bauerschaften, das wusste Clemens Döveling nur zu gut, waren die Menschen nicht selten erst recht der Jagd der Tiefflieger, die in Sekundenschnelle auftauchten, hilflos ausgeliefert. Daher war klar: Frau und Kind sollten Dülmen nicht verlassen, sie würden bleiben, das wäre wohl das Beste.

Schweren Herzens war Clemens Döveling am Montag, dem 19. März, wieder zu seinem Dienst zurückgekehrt. Die Strecke von Dülmen nach Handorf legte er in letzter Zeit immer auf dem Fahrrad zurück – denn wurde man bei einer Bahnfahrt von den feindlichen Fliegern überrascht, war man chancenlos. Umso besser, dass er Frau und Tochter in Dülmen inmitten festen Gemäuers zurücklassen konnte. Hier würden die beiden am ehesten die Dinge überstehen, die da kommen sollten.

Und dann sollten sie kommen, „Dülmens apokalyptische Tage“, wie sie der damalige Pfarrdechant von St. Viktor später nennen würde. Es waren apokalyptische Tage für das ganze Münsterland – ... die ja irgendwann vorbei sein würden, hoffte Clemens Döveling an seinem Dienstort Handorf. Drei Tage später, am späten Donnerstagnachmittag, dem 22. März, wurde Döveling, wie schon so oft zuvor, informiert, er solle sich zum Sanitätsdienst nach Hause begeben. Aber anders als sonst herrschte größte Bestürzung: „Fahren Sie sofort nach Dülmen“, rief aufgeregt der Flugplatzkommandant. „Sehen Sie zu, dass sie irgendwie durchkommen und nach Hause gelangen ...“ Dann stockte er. „.... oder was davon noch übrig ist.“ Er hatte soeben die Meldung erhalten, dass von Dülmen kein Stein mehr auf dem anderen läge. In einem beispiellosen Inferno war das alte Landstädtchen untergegangen.

Clemens Döveling wird kreidebleich; panisch eilt er zu seinem Fahrrad und tritt in die Pedalen. Wie von Furien getrieben eilt er die rd. 40 Kilometer, vorbei an Hiltrup und Senden, nach Dülmen. Es dämmert schon, als er von Richtung Buldern kommend die kleine Anhöhe östlich der Stadt erreicht. Wie in einen dampfenden Krater kann man von hier aus in Richtung Altstadt blicken. Worte können nicht beschreiben, was Clemens Döveling in diesem Augenblick empfindet. Jetzt ist es nicht mehr weit bis zur Aloysstraße, doch Straßen und Wege sind nicht mehr zu erkennen. Döveling scheint es endlos zu dauern, bis er in den Schuttmassen vorankommt, das Fahrrad kann er mehr mitschleifen als dass es rollt. Irgendwann kommt er dahin, wo er seine Wohnung vermutet. Von der Aloysstraße ist kaum mehr etwas zu erkennen, zumal es langsam dunkel wird. Tiefe Bombenkrater und Trümmerhügel liegen nebeneinander; überall qualmt es: Erst waren die Sprengbomben gefallen, bald danach die Brandbomben. Vom Haus Nr. 12 ist nichts mehr geblieben. Selbst die Lage des Kellers lässt sich nicht mehr genau feststellen.

Clemens Döveling stößt sein Fahrrad zur Seite und sinkt inmitten dieser Mondlandschaft in die Knie. Er wird er von einem heftigen Schütteln gepackt. „Oh Gott!“, ruft er in die anbrechende Nacht. „Bitte nicht! ...“ Er

wird fast ohnmächtig vor Verzweiflung – ist er selbst es doch gewesen, der so eindringlich auf seine Frau und Tochter eingewirkt hatte, die Stadt nicht zu verlassen. Er weint und schluchzt hemmungslos. „Änne ... Gertrud!“ Doch kein menschlicher Laut ist mehr weit und breit zu vernehmen. Nur hier und da das knisternde Geräusch der Flammen. Irgendwann kommt ein Nachbar vorbei: „Und ich habe Änne gestern noch gesagt, sie sollen schnell aus der Stadt weggehen, in die Bauerschaft. Doch sie wollte nicht ...“ Nach einer gefühlten Ewigkeit erhebt sich Clemens Döveling und stapft aus dem Inferno hinaus, bis er wieder feste Straße erreicht. Mit dem Rad fährt er zu einer Tante in Buldern, wo er die Nacht verbringt. Gleich am nächsten Morgen, sobald es hell würde, will er zurück nach Dülmen.

Den ganzen nächsten Tag, am Freitag, irrt Clemens Döveling durch die Trümmerlandschaft. Nirgends ein Hinweis, dafür pocht in seinem Innern unaufhörlich der Vorwurf gegen sich selbst: „Warum habe ich bloß gesagt, sie sollen nicht weggehen ...?“ Die nächste Nacht verbringt er bei Tante Toni, einer Schwägerin, im Dernekamp.

(FORTSETZUNG FOLGT)

„Freitag war Ruhetag – Grabesruhe über Dülmen.“ Mit diesen knappen Worten erinnerte sich Propst Theodor Dümpelmann an den 23. März 1945. Seine Aufzeichnungen über „Dülmens apokalyptische Tage“ wurden in den Jahren nach dem Krieg wiederholt zitiert. Doch gab es auch im Schrecken dieser Apokalypse unbeschreibliches Glück. Denn ausgerechnet in der von Dümpelmann so wahrgenommenen „Grabesruhe“ erlebte Clemens Döveling sein eigenes „Ostern“. Weil aber zum wahren Glück immer auch die anderen gehören, muss die Geschichte noch einmal anders erzählt werden – nämlich aus der Sicht von Frau und Tochter. Der elfjährigen Gertrud war es zu verdanken, dass der Verlauf der Dinge eine überraschende Wende nahm.

Gertrud und ihre Mutter hatten in den vergangenen Tagen mit gemischten Gefühlen beobachten müssen, dass immer mehr Menschen Dülmen verließen und bald niemand mehr in der Stadt war. So war auch die Aloysstraße nahezu menschenleer, als am 21. März die erste große Bomberwelle Dülmen erreichte. Gertrud und ihre Mutter waren wie immer im Keller, als gegen 10.00 Uhr die alliierten Flugzeuge zunächst Sprengbomben über Dülmen abwarfen. Eine zweite Welle brachte nachmittags gegen 15.00 Uhr die Brandbomben, sodass bald die zertrümmerten Häuser der Innenstadt und auch die Viktorkirche in Flammen stehen. Die nördlichen Außenbereiche der Innenstadt und damit auch die Aloysstraße sind vor gravierenden Schäden bewahrt geblieben. Von ihrer Wohnung aus beobachteten Gertrud und ihre

Mutter den brennenden Kirchturm von St. Viktor, der wie eine riesige Fackel in den Nachthimmel ragte. „Prasselnd und brausend und heulend klettern die Flammen den Turm hinauf bis zum Kreuz“, erinnert sich Dümpelmann, bis der Turmhelm gegen 1.30 Uhr auf das Kirchenschiff stürzte.

Mutter und Tochter packt das schiere Entsetzen, noch in derselben Stunde schnüren sie einige Habseligkeiten auf ein Fahrrad (darunter die Feldpostbriefe und die Todesnachrichten der gefallenen Söhne) und begeben sich zu nachtschlafender Zeit zu einem Kartoffelbauern nach Mitwick, vor den Toren der Stadt. Doch von Nachtruhe kann keine Rede sein, die Nerven liegen blank: Der Rat des Vaters war doch eindeutig! Schon am nächsten Morgen hält es Frau Döveling nicht mehr aus. Der Kartoffelbauer kann es nicht verhindern, dass Mutter und Tochter sich am Vormittag wieder in die Stadt begeben und relativ schnell zu ihrer Wohnung gelangen. Hier in der Aloysstraße begegnen ihnen die allerletzten Bewohner, die soeben aufbrechen, darunter auch Sissi, eine alleinstehende junge Frau aus der Nachbarschaft. „Aber Frau Döveling!“, ruft sie überrascht, „was machen Sie denn noch hier?“ „Wir haben uns entschieden, in den Keller zu gehen“, erwidert die Angesprochene. „Das ist das Beste ...“, ergänzt sie, doch sehr überzeugt klingt sie nicht. „Um Gottes willen!“, entfährt es Sissi, dann blickt sie verständnislos Gertrud an. Die kann plötzlich nicht mehr an sich halten: „Mama,“ fleht sie, „wir kommen auch mit! Bitte lass uns wieder gehen!“ „Das geht doch nicht. Du weißt, was Papa uns gesagt hat ...“ „Dann gehe ich allein mit Sissi!“, schreit das Mädchen. Zum ersten Mal in ihrem Leben gibt Gertrud ihrer Mutter offen Widerworte, und das auch noch vor einer anderen Erwachsenen: „Ich bleibe nicht hier!“

Die Mutter gibt nach. Rasch rennt sie ins Haus, holt noch einige Habseligkeiten, und gegen Mittag stapfen Mutter und Tochter das Fahrrad schiebend aus Dülmen heraus – diesmal in Richtung Ondrup, wo auf dem Hof Döpper Verwandte leben. Sie müssen am Militärbereich Visbeck vorbei, wo deutsche Flak-Stellungen das Tanklager bewachen. Und genau jetzt greifen feindliche Tiefflieger an. Mutter und Tochter schmeißen das Rad zur Seite und stürzen in einen Graben. Bordschützen aus der Luft und Flak-Schützen vom Boden beschießen sich gegenseitig. „Wären wir doch in der Stadt geblieben“, jammert Änne Döveling. „Jetzt werden wir hier umkommen! Hätte ich nur nicht auf dich gehört ...“ Doch das Inferno endet genauso schnell, wie es über sie gekommen ist. Die beiden kommen mit dem Schrecken davon und ziehen mit schlotternden Knien weiter; das Fahrrad ist eine hilfreiche Stütze. Jetzt ist es auch nicht mehr weit bis zu Döppers in Ondrup.

Währenddessen haben die Bomberverbände Dülmen erreicht, es ist kurz nach 14.00 Uhr. Was die Angriffe des Vortages noch stehen gelassen hatten, wird jetzt in Schutt und Asche gelegt. Als alles vorüber ist, wird Dülmen eine der meistzerstörten deutschen Städte sein. „Ein Blick zurück: Die Stadt ist

untergetaucht in ein Meer von Rauch und Flammen“, so schildert später Dechant Dümpelmann das Szenario, als er am späten Nachmittag des 22. März die Stadt in Richtung Merfeld hinter sich lässt.

Erst am übernächsten Tag, dem Samstag, begab sich Dümpelmann mit seinen zwei Kaplänen in die Stadt. Sie arbeiten sich durch die Ruine der Viktorkirche und bergen aus dem zertrümmerten Sakramentshaus das Allerheiligste. „Die drei Priester beten still das Tantum ergo und die Oration, jeder nimmt einen Speisekelch – gemeinsam geben wir den sakramentalen Segen über die Trümmer und die vielen Toten in der Stadt und schicken uns an zum Fortgang.“

Unter den „vielen Toten in der Stadt“ wähnt in diesem Augenblick Clemens Döveling seine Frau und Tochter. Dennoch kann er sich nicht abfinden, ist auch am Samstag wieder unterwegs in der Trümmerlandschaft, weiß eigentlich nicht genau, was er tun soll, versucht sich zu orientieren, spricht Leute an. Er hört sich in einem Laden an der Lüdinghauser Straße um. Weiß jemand etwas über den Verbleib von Frau und Tochter? Nichts. Aber die Bedienung im Laden, eine Nichte von Clemens Döveling erklärt sich spontan bereit, dem verstörten Onkel beim Suchen zu helfen. Da kommt eine Kundin hinzu und erfährt von Dövelings Not. Frei nach der „richtigen“ Ostergeschichte könnte sie gesagt haben: „Fürchte dich nicht. Sie sind nicht hier.“ Jedenfalls ist sie sich ganz sicher, dass sie Änne und Gertrud vorgestern begegnet ist, wie sie gegen Mittag die Stadt verließen. „Ihre Frau schob ein mit Gepäck beladenes Fahrrad, und die Tochter trug in jeder Hand eine Tasche.“ Wenn sie sich recht erinnert, waren sie in Richtung Visbeck unterwegs ...

Clemens Döveling ist wie elektrisiert. Ihm geht ein Licht auf. Von jetzt auf gleich kehren seine Lebensgeister zurück. Er schnappt sich das Rad. „Man kann sich vorstellen, wie schnell dieser kraftlose Mensch die rd. fünf Kilometer gefahren ist“, meint 75 Jahre später die Tochter Gertrud (die seit 1954 Kersting heißt). Sie soll selbst das „Happy end“ erzählen: „Ich bin gerade mit anderen Kindern auf der Tenne. Plötzlich steht mein Vater in dem großen Tor. Kreidebleich nahm er mich in den Arm. Als dann auch noch meine Mutter kam, war es mit seiner Fassung zuende. Er weinte hemmungslos. Und wir, unsere Verwandten und alle, die dort Schutz gesucht hatten, weinten nicht minder. Obwohl wir alles verloren hatten, so konnten wir doch wenigstens unser Leben retten. Wir wurden bestens aufgenommen, und wir blieben bis Anfang Dezember dort im Dernekamp. Meine Tante gab uns zwei Zimmer, die waren nur notdürftig eingerichtet – aber wir hatten ja uns. Nur das zählte.“

Markus Trautmann